Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1940

41 (20.10.1940)

Visual Library

Der Führer am Sonntag

Sonntag, 20. Oktober 1940 — Folge 41 / Jahrgang 1940

Korn und Brot

Unsere Vorfahren aßen Vollkornbrot / Von Johanna Schmoll

Wir wissen nicht, welches Volk zuerst Ackerbau trieb und dadurch frei wurde vom Wanderzwang, der den Hirten u. Jäger immer wieder weitertrieb und seine Seßhaftigkeit verhinderte, sobald die Sippe oder der Stamm durch Geburtenüberschuß mehr Menschen zu ernähren hatte.

Das älteste uns bekannte Getreide wurde in einer 10 000 Jahre alten Kulturschicht in Persien zusammen mit Knochen des Hausschafes und Hausrindes gefunden, also gab es vor 10 000 Jahren schon seßhafte Bauern in Asien. Bei uns in Mitteleuropa finden wir die ersten Getreidereste in den Siedlungen der jüngeren Steinzeit etwa 4000 v. d. Zeitenwende. In den Kulturschichten der Pfahlbauten, die der Bodensee und die Schweizer Seen uns treulich bewahrten, fand man in Tonscherben eingedrückte oder verkohlte Körner von drei Getreidearten: Weizen, Hirse und Gerste. Das Klima dieser Zeit war dem Weizenanbau wesentlich günstiger, als das heutige mitteleuropäische Klima. Lange warme Sommer ließen diese Körnerfrucht damals so gedeihen, wie sie später in den Mittelmeerländern gedieh und den Reichtum dieser Länder begründete. In der Bronzezeit, die die Pfahlbauten noch in voller Blüte erlebte, findet man den ersten Hafer, und erst etwa 60 n. Chr. erwähnt Plinius, der römische Geschichtsschreiber, in seiner Naturgeschichte den ersten Roggen, der später infolge der klimatischen Umstellung unsere Hauptackerfrucht wurde.

Die Nilländer mit ihrem fruchtbaren Boden, der alljährlich von den Nilüberschwemmungen natürlich gedüngt wurde, China mit seinem Monsunklima, wo die fruchtbare Lößerde jährlich durch die Staubstürme buchstäblich vom Himmel fällt, verdankten ihren ungeheuren Reichtum nur ihrem Getreideanbau, ebenso Griechenland und Rom.

Alle diese Länder hatten ein blühendes Bauerngeschlecht, solang der Staat der Verteiler dieses Kornreichtums war und die private Spekulation ausgeschaltet blieb oder sich in erträglichen Grenzen hielt. Sobald aber die Handelsstädte oder die Herrscher billiges Sklavengetreide durch die eroberten Provinzen erhielten und der Bauer keinen Schutz durch einen stabilen Getreidepreis mehr hatte, fing der unaufhaltsame Zerfall dieser mächtigen Staatengebilde an. Getreide wurde Spekulationsobjekt und dagegen halfen alle Klagen und Aufstände des betrogenen Volkes nichts.

Auch in Mitteleuropa, das infolge seines ungeheuren Waldreichtums viel länger ein Land der Jäger und Hirten blieb, zeigt sich eine ähnliche Entwicklung, sobald der Kornanbau größere Ausmaße annahm und Ritterschaft, Adel und Geistlichkeit dem Bauern alle Steuerlasten aufhalsten, nachdem man den freien germanischen Bauern erst noch ihr Land durch das römische Recht genommen hatte.

Immer mehr wurde vergessen, daß der Bauer der Träger der Nahrungsfreiheit ist, daß Getreide nicht nur der älteste Wertmesser aller andern Waren, sondern auch die Grundlage aller Freiheit und allen Wohlstandes war und daß alle Erwerbszweige mit dem Ackerbau gedeihen oder verfallen. Am schlimmsten zeigte sich diese Entwicklung in Frankreich unter Ludwig dem XIV., wo es nach dem Chronisten den Bauern eine Zeitlang so schlecht ging, daß sie nur das Allernötigste für sich pflanzten und infolgedessen 6 Mill. Menschen verhungerten, eine stattliche Zahl bei 23 Mill. Einwohnern. Und das in einer Zeit, in der das Prunkschloß Versailles erstand und der Sonnenkönig an seinem Hof glanzvolle Feste feierte.

Unter Ludwig XV. erreichte der konzessionierte Kornwucher und die Schiebung mit dem sogen. „Hungerpakt" seinen Höhepunkt. Die beteiligten Schieber und Wucherer, Bäckermeister und Beamte des Königs, brachten es fertig, den Brotpreis in 70 Tagen um das Dreifache zu steigern.

Ludwig XVI. suchte dieses Getreidehandelsmonopol unschädlich zu machen, aber es gelang nicht. Schließlich beteiligte er sich daran, da er in ständiger Geldnot war. Die französische Revolution, die dem Bauer und Bürger helfen wollte, hat wohl Gesetze zum Schutz des dritten Standes erlassen, aber sie hat zugleich einen Grundsatz geschaffen, der später die Bauern und damit die Nahrungsfreiheit der europäischen Länder vernichtete. Dieser Grundsatz hieß: Liberalismus und Englisches Freihandelsprinzip.

Bis zur französischen Revolution war Schiebung und Wucher mit Lebensmitteln immerhin etwas Verwerfliches gewesen und von Zeit zu Zeit hatte man diese Volksaussauger gehenkt oder sonst auf eine Weise unschädlich gemacht. Mit dem Sieg der englischen Freihandelsthese wurden Wucher und Schiebung staatlich anerkannt. Jeder konnte nun ungestraft Getreide zu Spekulationszwecken aufkaufen und den Preis für den Bauer drücken.

Als sich Amerika mit seinen riesigen Weizenmärkten einschaltete, begann ein wildes Börsenspiel mit dem Brot der Völker, so daß schließlich die ganze zivilisierte Menschheit von der Skrupellosigkeit und Geldgier der internationalen Börsenschieber abhing. Einen stabilen Kornpreis, der dem europäischen Bauern seine Existenz gesichert hätte, gab es nicht mehr, denn nicht die Erzeuger oder die Regierungen bestimmten den Preis, sondern irgend ein Schieber, der in seinem Büro das Getreide durch ein Telephongespräch mit der Börse teurer oder billiger werden ließ. Diese „Corner", so nannte man die Getreidespekulationen, wurden vor und nach dem Weltkrieg rücksichtslos durchgeführt, obwohl man schon bald genug die verheerende Wirkung beim deutschen, italienischen und englischen Bauern hatte erkennen müssen. Weniger hatte Frankreich unter diesen Spekulationen zu leiden.

Als dann der verarmte Bauer durch den Aufschwung der Industrie Gelegenheit hatte, in der Stadt Arbeit zu finden, setzte eine derartige Landflucht ein, daß die Nahrungsfreiheit der Länder damit vollkommen erledigt war. So kam es, daß wir 1918 den Krieg verloren. Die ausgehungerten Massen hatten keine Widerstandskraft mehr.

Es war eine der ersten Taten des Führers, daß er Deutschland frei machte vom internationalen Börsenkapital, daß er im Bund mit Hermann Göring und Walter Darré dem Bauer wieder eine feste Grundlage durch den stabilen Kornpreis schuf. Heute ist der Bauer der wichtige und bedeutendste Stand im Großdeutschen Reich, und seiner Arbeit verdankt das deutsche Volk, daß es in diesem Krieg gut und richtig ernährt wird.

Eng verbunden mit der Geschichte des Kornes ist die Geschichte des Brotes, denn sobald die Frau aus ihrem Acker Körner erntete, überlegte sie auch schon, wie man diese mehlhaltigen Früchte im Haushalt am besten verwenden könne. Sehr früh fing sie an, ein grobes Schrotmehl herzustellen. Die primitiven Mühlen, vertiefte Steine mit den dazugehörigen Quetschern aus handlichen runden Steinen sind in großer Zahl in den Pfahlbauten der Steinzeit gefunden worden. Später in der Bronzezeit zerstieß man das oft angeröstete Korn in Mörsern aus Bronze. Sehr bald hat die erfinderische Hausfrau aus dem Mehl außer Brei auch schon Fladen gemacht, das ist ein einfaches flaches Gebäck, das mit Wasser oder Milch, vielleicht auch schon mit Honig gebunden wurde. Solche Fladenreste fand man ebenfalls im Seeboden unter den Pfahlbauten, die Verkohlung hatte sie gut konserviert. Gebacken wurden die Fladen entweder in heißer Asche oder zwischen zwei heißen Steinen und später sogar unter einer tönernen Backhaube, die erhitzt wurde. Zu diesem Fladengebäck der Urzeit gehört auch das Knäckebrot. Es ist das uralte Brot der Isländer und Schweden, das durchlocht an der Zimmerdecke monatelang aufbewahrt werden kann.

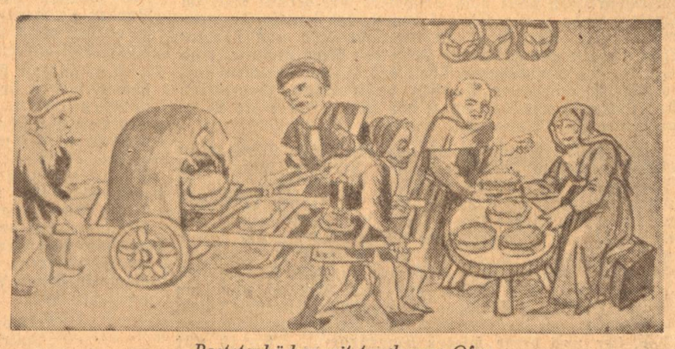
Später wurde das Mehl in den Mittelmeerländern in einfachen Handmühlen gemahlen, eine solche Mühle ist noch im Haus des Bäckers in Pompeji zu sehen. Im Jahr 132 n. Chr. wird zum ersten Male eine Wassermühle erwähnt, ihre Anwendung verbreitete sich langsam in Europa. Im Jahre 537 erfindet der römische Feldherr Belisarius bei der Belagerung von Rom durch die Ostgoten die Schiffsmühle. Bis vor 100 Jahren etwa wird Korn allgemein in Gegenden mit rasch fließenden Gewässern von der Wassermühle gemahlen, seit dem 11. Jahrhundert im Flachland von der Windmühle. Alle diese Mühlen mahlen das volle Korn zu mehr oder weniger grobem Mehl. Wollte man Kuchenmehl, mußte man es aussieben.

Wer das erste wirkliche Brot mit Hefe und Milchsäurebakterien gebacken hat, liegt auch im Dunkel der Vergangenheit. Bestimmt war es die Frau eines Volkes, das Weizen anpflanzte, denn nur Weizen oder Roggen eignen sich zur Brotbereitung. Bei diesen Getreidearten hat das Eiweiß des Mehles genügend Zähigkeit, um die Kohlensäure, die durch den Gärungsprozeß erzeugt wird, festzuhalten. Dadurch wird die Lockerung des Teiges bewirkt und es entsteht das, was schon die Aegypter, die Griechen, die Römer und wir Brot nennen. Bis vor 100 Jahren etwa war alles Brot Vollkornbrot.

Nun hat aber in den letzten 100 Jahren unser großer maschineller Aufschwung aus unseren einfachen Mühlen, die das Vollkornmehl ungeteilt ließen, wahre Mühlenkunstwerke hergestellt, die das feine und feinste Weißmehl in solchen Massen fabrizierte, daß die ganze Bevölkerung dazu überging, aus diesem verfeinerten Mehl ihr Brot zu backen. Erst in den letzten Jahren hat Chemie und ärztliche Wissenschaft durch Erfahrung und Beobachtung belehrt, gegen diese einseitige Ernährung mit dem weißen Brot Front gemacht. Während man früher im Vollkornbrot, das von allen Ständen gegessen wurde, die ganzen Nährwerte, die im Korn enthalten sind, dem Körper zuführte, scheidet der moderne Mensch durch seine Kunstmühlen den weißen Mehlkern von der Randschicht des Getreides. Diesen weißen Mehlkern, der nichts enthält als Stärke und Eiweiß, nimmt er für die menschliche Ernährung. Den wertvollsten Teil, die Randschicht und den Keimling, der besonders hochwertiges Eiweiß, Fett und Mineralsalze und vor allem die Vitamine der B-Gruppe und Vitamin E enthält, die zum Aufbau unendlich wichtig sind, gibt er dem Jungvieh zu fressen, das auch mit dieser Fütterung ausgezeichnet gedeiht. Erst seitdem man wirklichen Einblick gewann in die Ursachen der sogenannten Mangelkrankheiten, versteht man auch, warum Rheuma und Zahnkaries zu Volkskrankheiten werden mußten. Durch die einseitige Ernährung mit vitaminfreiem Weißmehl. Unsere Versorgung mit Vitamin B ist z. B. nach Ansicht vieler Wissenschaftler, Aerzte und Zahnärzte nur gewährleistet, wenn wir von früher Jugend an Vollkornbrot essen.

Es ist mit dem Brot, wie es lange Zeit mit Sonne, Wasser und Luft war. Das, was die Natur dem Menschen schenkte, um ihn bei Gesundheit und Kraft zu erhalten, mußte in einer Zeit der Abkehr vom natürlichen Leben durch eine falsche Lebensauffassung als ungesund bezeichnet werden. So war man auch auf den Gedanken verfallen, daß das gute alte Vollkornbrot unverdaulich sei, so wie man glaubte, die Sonne schade der Haut und die kalten Bäder machten die Leute krank. Mit den Vorurteilen gegen Wasser und Sonne haben wir gründlich aufgeräumt. Nun ist es an der Zeit, daß auch das Vorurteil gegen das gesunde, kraftherhaltende Vollkornbrot unserer Vorfahren fällt.

Frisch aus dem Ofen. *Aufn.: „Führer" (Geschwindner)*



Pastetenbäcker mit tragbarem Ofen
Aus der Konzilchronik des Ulrich von Richtenthal. Ansmann-Archiv (2)

Deutsch als Weltsprache

Von Otto Riebicke

Wenn früher ein Deutscher mit seinen ausländischen Geschäftsfreunden verhandelte, so benutzte er meist die englische Sprache. Er tat dies als etwas Selbstverständliches aus „internationalem Brauch", weil nach seiner Ansicht im Weltraum der Wirtschaft nur die englische — und daneben vielleicht noch die französische — Sprache maßgebend war. Nicht, weil er nun die Auffassung hatte, daß die ausländischen Handelsherren die deutsche Sprache nicht verstünden, sondern weil er darin einen internationalen Höflichkeitsakt sah, den man nicht unterlassen konnte.

Nur wenigen Deutschen kam der Gedanke, daß sie durch das Hervorkehren der englischen Sprache zugleich die deutsche Sprache auf dem Weltmarkte immer mehr in den Hintergrund drängten und dadurch der britischen Werbung weiteren Vorschub gaben. Erst der Weltkrieg öffnete vielen darüber die Augen, daß Propaganda nicht nur etwas Kaufmännisches, sondern ein politischer Faktor besonderen Ausmaßes ist. Damals zeigte es sich, daß England durch die Kraft seiner Weltsprache eine Propaganda führen konnte, die Deutschland mehr Schaden zufügte als das britische Expeditionskorps. Durch die Ausbreitung ihrer Sprache bis in die entferntesten Weltgegenden, der Deutschland nichts entgegensetzen konnte, gewann der Machtbereich der Alliierten jene Ausdehnung und jenes ungestörte propagandistische Uebergewicht, das fast die ganze Welt gegen uns einstellte und uns, trotz aller unserer Waffensiege, dem Ende von 1918 zuführte.

Das Uebergewicht der englischen Sprache entwickelte sich naturgemäß aus dem wirtschaftlichen und politischen Uebergewicht der diese Sprache sprechenden Völkerschaften. Aber erst die Methode, mit der in diesen Völkerschaften die englische Sprache durchgeführt wurde — und die schließlich die allgemeine Auffassung bestimmte, daß keine andere Sprache sich so gut wie die englische als Weltsprache behaupten könne — war das Ausschlaggebende. Die englische Sprache wurde bewußt zu einem Mittel der englischen Politik.

Erst der Kraftstrom des nationalsozialistischen Aufbaues gab uns auch dieses Selbstbewußtsein. In dem Maße, wie das politische Gewicht Deutschlands in den letzten Jahren gewachsen ist, hat auch die Bedeutung unserer Sprache als Weltsprache zugenommen. Die gewaltigen wirtschaftlichen Erfolge, die Erfindungen und Entdeckungen deutschen Geistes, die Qualität unserer Arbeit und aller Werte, die das deutsche Signum tragen, der geschlossene Einsatz deutschen Willens und die Genialität der deutschen Führung auf allen Gebieten des Fort-

schritts haben den deutschen Einfluß in der Welt in unvorstellbarem Maße gegen früher gesteigert und damit auch unserer Sprache als Weltsprache die Bahn gebrochen. Wir erinnern uns nur daran, daß Deutsch die internationale Fachsprache der Ingenieure geworden ist, daß z. B. auf der letzten Weltkonferenz, an der 142 Redner aus dem britisch-französischen Sprachraum teilnahmen, 188 Vorträge in deutscher gegen 149 in englischer und nur 34 in französischer Sprache gehalten wurden, natürlich nicht aus Höflichkeit, sondern weil die führenden Männer der Technik sich am besten in der deutschen Ausdrucksform verständigen können.

Der Rückhalt an der Kraft und an dem Gewicht des Großdeutschen Reiches wird unserer Sprache in der ganzen Welt einen starken Auftrieb geben, und es wird in Zukunft die Kenntnis des Deutschen auch außerhalb des eigentlichen Sprachgebiets zu den wichtigsten Voraussetzungen des Zusammenlebens der Völker gehören. Ein Beispiel hierfür ist der sprachliche Wandel im Balkanraum, wo das Deutsche die bisherige Vorrangstellung des Französischen endgültig beseitigt hat; in Jugoslawien, das bisher eine Hochburg französischen Spracheinbruchs war, wird jetzt auf den Höheren Schulen an Stelle des bisherigen Französisch als Pflichtsprache Deutsch gelehrt. Ein ebenso interessantes Zeichen ist in dem Ersatz des bisher als internationales Sprachrohr in französischer Sprache erschienenen bulgarischen Regierungsorgans durch die deutsch geschriebene „Bulgarische Wochenschau" zu erblicken.

Wir werden, daran kann kein Zweifel sein, in der Politik sowohl wie in der Wirtschaft unsere Muttersprache als die allein maßgebende betrachten. Es leben auf der Erde über 100 Millionen Deutsche, davon 90 Millionen in Europa, von denen 80 Millionen im Großdeutschen Reiche vereinigt sind. Außerdem wird Deutsch von mehreren zehn Millionen Deutschstämmigen als Zweitsprache gesprochen. Die deutsche Sprache steht heute unter den Hauptverkehrssprachen an zweiter Stelle. Die erste Weltsprache ist bisher noch überragend das Englische. Es sprechen heute 180 bis 190 Millionen Menschen Englisch als Muttersprache, darunter der wesentlichste Teil zwangsläufig, denn nur 70 Millionen von den 450 Millionen des Britischen Weltreiches, das in England selbst 46 Millionen Bewohner zählt, gehören der weißen Rasse an.

Es ist eine logische Folge, daß nach dem jetzigen Kriege die deutsche Sprache weiter der englischen den Rang ablaufen wird. Weltsprachen können nur zugleich aus geistig, wirtschaftlich und politisch hochentwickelten Völkern geboren werden. England wird diese Rolle abtreten müssen; es wird sie durch die Methoden dieses seines Krieges bei allen Völkern mehr und mehr verspielen. Der gewaltige Aufschwung, den das Deutschland Adolf Hitlers genommen hat und der in diesem Kriege sein starkes völkisches, kulturelles und wirtschaftliches Fundament der ganzen Welt sinnfällig aufweist, berechtigt das Deutsche stärker als je Weltsprache zu sein. Ha.

Die Mutter muß schreiben

Von Heinrich Litterer

Eines Abends sagte Mutter Gautz zu ihrem Manne: „Wie meinst du, daß es unserem Jungen jetzt geht?" Der Mann machte gerade mit etwas schwerer, handwerklicher Schrift Einträge in sein Kundenbuch, aber er legte den Federhalter nicht zur Seite, als er antwortete: „Wie wird's ihm schon gehen, dem Fritz, gut, denk ich . . ." und im Wohlbehagen über die geordneten Familienverhältnisse schreibt er mit steifen Zügen weiter.

„Wann habe ich eigentlich zum letzten Male geschrieben?" frägt nach einer kleinen Pause Mutter Gautz wieder. Es ist wie ein zarter Versuch, den Mann herüberzulenken in das Gebiet, in dem es so viel zu sagen und zu besprechen, zu überlegen und nachzudenken gibt. Aber der Mann lächelt über diese, wie er glaubt, unnötige weiche Regung von Mütterlichkeit und antwortet, ohne seine Arbeit zu unterbrechen: „Das ist noch nicht lange her, vielleicht in drei Wochen . . ."

Es ist dieses Mal eine längere Pause. Sie ist so lang, daß Vater Gautz überhaupt nicht mehr weiß, daß er vorhin gesprochen hat und sich erst besinnen muß, als jetzt plötzlich seine Frau schnell und bestimmt, wie es nur ein besonderer Anlaß eingeben kann, sagt: „Doch, ich muß ihm wieder schreiben!" Der Mann, ohnehin etwas nüchtern, kann sich immer noch nicht von seiner Beschäftigung trennen, weil er keinen Grund und keine Ursache zu irgend einer Beunruhigung erkennt. „Nanu?" meint er gedehnt, „was willst du ihm schon schreiben? Daß die Würste in der Räucherkammer hängen, daß die Katze, wie sich jetzt herausgestellt hat — hehehe ein Kater ist, daß die Marie drüben Hochzeit hatte? . . . Mutter Gautz steht plötzlich neben ihm. Er hört ihre Stimme, aber sie kommt ihm verändert vor. Sie spricht: „So ungefähr hab' ich ihm das letzte Mal geschrieben. ja, genau so . . . aber das könnte ihm jedermann schreiben, ein beliebiger Bekannter aus dem Städtchen: dieses Mal muß ich ihm als Mutter schreiben . . ." Der Mann ahnt, daß die Frau wie in innerer Not um Worte ringt, die ihr nicht leicht gegeben sind. Doch er versteht nicht, begreift nichts. „Als Mutter schreiben? Geh, Alte, das sind ja Redensarten. Wie kommst du dazu?" Die Brille sitzt auf seiner Stirne, hochgeschoben, damit er besser aus dem Gesicht der Frau herauslesen kann, was die Worte teilweise aufreißen. Wirklich, sie hat unruhige Augen, zuckende Lippen: warum, wieso? Er hat dunkle Verdächte, nichts Klares, aber da muß man wie mit einer Fackel hineinleuchten in einem einzigen Stoß: „Du weißt mehr, Frau!" sagt er grob, „was ist mit dem Jungen?" Aber seine Frage, die wie eine Fackel leuchten sollte, erlischt sofort, als sie in unverkennbarer Wahrheit sagt: „Nichts weiß ich von ihm, aber ich sorge mich doch . . ."

Vater Gautz greift wieder zum Federhalter, taucht ein und schreibt weiter. „Weibliche Hirngespinste!" denkt er, aber sein Wort fällt etwas milder aus: „Sorgen ist halt Frauenart . . ." Die Traurigkeit aber um und neben ihm will mehr, viel mehr, und er entschließt sich zu einer weiteren Zugabe: „Na, wenn du meinst, so schreib' ihm."

Sie schreibt nun den Brief. Von gewöhnlichen und alltäglichen Dingen stand so viel darin, daß bis zum Schluß damit gesät ist. Doch dann bricht das durch, warum und weshalb sie eigentlich schrieb, aus ihrer unklaren inneren Unruhe heraus, aus einem Gefühl der Bangigkeit . . . „und dann, lieber Fritz, möchte ich Dich bitten, allezeit Deines Vaters und Deiner Mutter eingedenk zu sein und ihnen keine Schande zu bereiten. Ich bin gegenwärtig so besorgt um Dich, daß ich fast meine, eine große Gefahr bedrohe Dich . . ."

Als Mutter Gautz diesen Brief geschrieben, verschlossen und abgesandt hat, ist ihr auf merkwürdige Art und Weise leichter geworden.

Vater Gautz frägt zwei Tage später, wie zufällig: „Hast Du jetzt deinen mütterlichen Brief geschrieben?" Sie korrigiert sofort den leichten, gutmütigen Spott: „Ja, ich habe den Brief geschrieben" und schaut ihn aus hellen, zufriedenen Augen an. Frauen, denkt der Mann, Frauen . . .

Als aber von dem Jungen, dem Fritz, eine Antwort einläuft, wird dem Manne doch etwas anders zumute. Es hat sich nämlich ergeben, daß gerade zu jener Zeit der Mutter Brief zu dem Sohn kam und mit ihm sprach, als dieser Sohn tatsächlich durch eine gefährliche Versuchung von der geraden Bahn abgedrängt zu werden drohte: es schien so, als hätten des Sohnes gewissensmäßige Regungen viele Städte weiter an das Herz der Mutter geschlagen und sich dort Rat und Trost geholt und sie auf dem Weg des Briefes in wunderbarer Weise gefunden. Vater Gautz sieht hinüber zu seiner Frau und hat eine so grenzenlose Achtung vor ihr, daß er nur immer ehrend sie ansehen kann und um keine Worte weiß. Bei Mutter Gautz sagt: „Laß, Vater, laß, das ist eben Mutter Art, die geht über Zeit und Raum!" Jetzt erschrickt die Frau über ihr schönes Wort und bekommt rote Backen. Pr.

Die Entscheidung

Von Heinz Rusch

Zwei Wochen nach der plötzlichen Einberufung ihres Mannes hatte Ursula Franken einen früheren Bekannten ins Geschäft genommen, von dem sie lange nichts gehört hatte, der ihr nun aber wie gerufen kam. Sie selbst fühlte sich zwischen den kostbaren Kunstgegenständen und geheimnisvoll leuchtenden Bildern, die für ihren Mann unermeßlich viel bedeutet hatten, immer ein wenig einsam und überflüssig. Auf seine Bitten, das Geschäft selbst weiter zu leiten, hatte sie nur unentschlossen geantwortet. Wie sollte sie etwas tun, wovon sie nichts verstand und worum sie sich nie gekümmert hatte? Sie hatte immer an ganz andere Dinge gedacht, sie hatte das Leben überhaupt ziemlich leicht genommen und es nicht begreifen können, daß sie sich nun auf einmal von diesem Leben, das sie liebte, trennen sollte. Darum hatte sie auf eigene Faust gehandelt, dem Bekannten die Führung des Geschäftes übergeben, ihrem Mann aber kein Wort davon geschrieben. Sie wußte, daß er ihr Vorwürfe, vielleicht sogar berechtigte Vorwürfe machen würde, aber sie konnte nun einmal nicht anders, und außerdem wollte sie ihm gerade jetzt jeden Aerger ersparen. Sie war nun froh, wenigstens hin und wieder ihre Freundin besuchen oder ins Kino gehen zu können, wenn es ihr Spaß machte. Dabei war sie mit ihren Gedanken immer bei ihrem Manne draußen.

Das Geschäft erlitt in dieser Zeit keine Einbuße. Käufer kamen wie bisher, der Verkehr mit den auswärtigen Kunden vollzog sich glatt, und es schien, als verstünde Stefan Arlt, der von Ursula bestimmte Leiter, seine Sache nicht schlechter als Walter, ihr Mann. Manchmal sah sie ihm zu, wie er mit den Kunden sprach, wie er die Waren anbot, die alten Gemälde erklärte, in denen ein Wert steckte, der Ursula immer wieder unbegreiflich erschien, oder wie er eine hauchzarte chinesische Vase ans Licht hob, daß der Schein des Tages märchenhaft durch ihre dünnen Porzellanwände floß. Aber bald zog sie sich wieder gelangweilt zurück und verließ Stefan Arlt mitsamt den schönen, fremden Kostbarkeiten. Trotzdem: so etwas wie ein schlechtes Gewissen mußte sie doch wohl jedesmal haben, wenn sie den Fremden hier allein wußte, sie gab es nur nicht vor sich selber zu. Walter schrieb ihr, daß es ihm gut ginge, geschäftlich gab es vorläufig keine Verluste, soweit sie an den Abrechnungen sah, die ihr Herr Arlt vorlegte, und so vergingen Wochen, in denen Ursula Franken keineswegs daran dachte, eine Aenderung herbeizuführen, ja, sie war schon fest entschlossen, ihrem Manne, wenn er auf Urlaub kam, alles zu offenbaren, und sie war sicher, daß er sie verstehen würde.

Stefan Arlt schien ihr in diesen Tagen von einer seltsamen Freundlichkeit. Sie hatte ihm selbst empfohlen, auch nachts über da zu sein und in einem neben den Geschäftsräumen liegenden Zimmer zu schlafen. Immerhin, die Sehnsucht nach ihrem Manne, der länger als üblich nicht geschrieben hatte, war in diesen Tagen stärker als jemals. Sie wurde stiller und verschlossener. Es fiel wie ein Schatten über ihr Leben, das sonst sorglos und immer von einer heimlichen Fröhlichkeit erfüllt gewesen war.

In einer Nacht wurde sie plötzlich von einem dumpfen Geräusch aus dem Schlaf geweckt. Sie richtete sich auf, ihr Herz schlug hart und laut, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. Und doch wußte sie mit unheimlicher Sicherheit, daß es aus den Räumen gekommen war, in denen die Kostbarkeiten ihres Mannes lagerten. Sie hatte wohl auch ein bißchen Angst, als sie dann aufstand, sich flüchtig anzog und die Treppe hinunter in die Geschäftsräume lief. Plötzlich dachte sie an Stefan Arlt. Er mußte ja da sein! Sie rief nach ihm, aber keine Antwort kam. Sie schrie seinen Namen, wütend und verzweifelt zugleich, aber als alles still blieb, packte sie ein Entsetzen, das sie noch nie empfunden hatte. Es war nicht Angst um ihr Leben, es war Angst, namenlose Angst um die alten Bilder und kostbaren Geräte, zwischen denen sie nun stand und die sie in Gefahr glaubte . . . Wo war Arlt? Um Gotteswillen, war sie schon bestohlen worden? Aber während sie das dachte, fiel ihr Blick auf ein altes Gemälde, einen wertvollen Rubens, den gehütetsten Schatz ihres Mannes; es lag am Boden, es war unversehrt geblieben, nur der Nagel an der Wand hatte sich gelöst . . . Ursula Franken kniete an dem Bild nieder und umklammerte es, lachend und weinend. So fand sie Stefan Arlt, als er schuldbewußt nach Hause kam, denn er hatte in dieser Nacht zum erstenmal seine Pflicht vergessen.

Noch in der gleichen Nacht schrieb Ursula Franken ihrem Mann, daß sie entschlossen sei, die Leitung des Geschäftes selbst zu übernehmen, ja, sie hinge auf einmal an diesen alten Schätzen, die sie immer langweilig gefunden hatte. PBG.

Lebende elsässische Dichter

Im Jahre 1938 erschien im Konkordia-Verlag, Bühl, ein schmales Bändchen „Lebende elsässische Dichter." Zuerst war diese Sammlung von Lyrik und Erzählung als 15. Jahresgabe des Scheffelbundes erschienen und war in dessen Auftrag von Dr. Reinhold Siegrist besorgt worden. 15 elsässische Lyriker und Erzähler waren hier in einem Band zusammengefaßt, der zwar nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben konnte, der aber trotzdem ein Bild entwarf vom Schaffen der Menschen jenseits des Rheins. Vier der Dichter lebten im Reich — Hans Karl Abel, Franz Büchler, Eduard Reinacher und Oskar Wöhrle — und hatten damit das klarste Bekenntnis abgelegt. Doch auch die anderen legten als häufige Mitarbeiter der „Straßburger Monatshefte" häufig genug das Bekenntnis ihrer Sehnsucht ab. Wir wollen hier nur ein paar Namen nennen, um bei unseren Lesern die Erinnerung an diese Männer wach zu rufen, jetzt ganz besonders. Namen wie Franz Klausner, Louis Spielmann, Victor Schmidt, Emil Usselmann, Franz Reiner, Morand Claden, Raymond Buchert, Jean Sebas, Gustav Stoskopf, Friedrich Kauffmann und Leonhard Riedweg waren auch damals keine Unbekannten und hatten das Recht, Widerhall im Reich für ihre Dichtungen zu finden. Heute aber werden wir diesen Band zur Hand nehmen mit einem ganz anderen Gefühl wie damals, denn die Männer, die hier in ihren Gedichten und in ihrer Prosa zu uns sprechen durften inzwischen den Weg gehen, der den meisten damals noch als unerreichbares Ziel vorschwebte.

In diesem Jahr nun knüpft der Deutsche Scheffelbund mit seiner 16. Jahresgabe an die damals aufgenommene Arbeit an, indem er aus der Reihe der damals veröffentlichten elsässischen Dichter einen auswählte, Oskar Wöhrle ist es, einer von denen, die das Elsaß mieden, solange es unter französischer Herrschaft leben mußte, der seinen Wohnsitz in Freiburg aufgeschlagen hatte, und den man jetzt wieder als glücklichen Menschen in der Uniform des deutschen Soldaten in den Straßen von Straßburg sehen kann. Mit seinem „Pömperles Ausfahrt in die Welt" veröffentlicht der Scheffelbund eine elsässische Novelle des unseren Lesern durch seine Mitarbeit an der Sonntagsbeilage bekannten Dichters, die im Ichton erzählt, viel Selbsterlebtes enthält. Ja zum größten Teil ist es Selbsterlebtes, was hier ein wirklicher Dichter von einer ursprünglichen Erlebnis- und Ausdruckskraft vom Schicksal des Knaben Pömperle erzählt, der aus dem Seminar in Kolmar flieht, sich bei harter Arbeit durchschlägt, nach Straßburg kommt und hier die unliebsame Bekanntschaft mit einer Schreiberseele macht, wie Freytag sie in den „Journalisten" zeichnete. Aber Pömperles ganzes Wesen ist von Grund auf so gesund, daß es den Lockungen eines solchen Scharlatans nicht erliegt, sondern wieder den Weg findet hinaus in die Natur. Man wird den Fortgang dieser höchst originellen selbstbiographischen Aufzeichnungen mit Spannung erwarten, denn das Leben dieses Pömperle ist so interessant, daß es sich liest wie ein Roman. Das eine spürt man vor allem aus jeder Zeile, die Oskar Wöhrle auch hier wieder geschrieben hat, daß wir in ihm einer starken dichterischen Persönlichkeit von einer unmittelbaren, mitreißenden Erlebniskraft gegenüberstehen.

Günther Röhrdanz.

Ein Hundertlireschein

Von Josef Robert Harrer

Marco saß in der Straßenbahn; er war in die Zeitung vertieft. Er laß eine spannende Kurzgeschichte und war schon auf die Lösung der Handlung neugierig, als ihn ein lautes Wortgefecht aus der Lektüre riß. Mißmutig blickte er auf. Da sah er vor sich ein hübsches Mädchen stehen, das dem Schaffner einen Hundertlireschein hinhielt. Der Schaffner fuchtelte mit den Händen herum.

„Was glauben Sie denn? Bin ich etwa eine Wechselstube?"

„Das habe ich nicht behauptet! Wechselstuben haben keinen Schnurrbart!"

„Ich verbitte mir Ihre Scherze, Fräulein! Wenn Sie kein Kleingeld haben, müssen Sie eben aussteigen! Ich kann den Hundertlireschein nicht wechseln! Vor drei Minuten erst habe ich gewechselt."

Auf der ganzen Welt haben Schaffner eben erst gewechselt, wenn man ihnen eine größere Geldnote hinhält.

„Ich steige nicht aus! Ich will einen Fahrschein zu 50 Centesimi!"

„Ich kann nicht wechseln!" fuhr sie der gesträubte Schnurrbart an.

„Und ich steige nicht aus!" sagte das Mädchen.

„Gut, dann werde ich einen Schutzmann holen!" rief der Schaffner.

Da erhob sich Carlo und sagte:

„Nicht nötig! Hier sind 50 Centesimi. Geben Sie der Dame einen Fahrschein."

Es sind meist die zahllosen, unbedeutenden Episoden des alltäglichen, durch die zwei junge Menschen miteinander bekannt werden. So lernte auch Carlo Lidia kennen. Schon am nächsten Tag hatten sie eine Zusammenkunft; denn das hübsche Mädchen ließ es sich nicht nehmen, die 50-Centesimi zurückzugeben. Aber Carlo sagte lächelnd:

„Nein, schöne Lidia, ich habe es mir überlegt: Ich nehme heute das Geld nicht an. Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen."

So kamen sie am nächsten und am übernächsten Tag zusammen und dann trafen sie sich mit der Regelmäßigkeit zweier Verliebter.

Ja, eine alltägliche Begebenheit, die die Oeffentlichkeit nicht interessiert. Man könne solche Alltagsgeschichten, die nur für die zwei unmittelbar Beteiligten so etwas wie ein einziges Erlebnis bedeuten, an die Hunderte täglich berichten. Die Geschichte wurde nur erzählt, weil sie zeigt, daß manchmal nicht alles Zufall ist, was wie Zufall aussieht.

In der dritten Woche ihrer Bekanntschaft benutzten Marco und Lidia wieder den Autobus, der die gleiche Strecke fuhr wie damals, als der Schaffner den Hundertlireschein nicht wechseln konnte. Marco verlangte — welcher Verliebte muß nicht doppelt zahlen? — zwei Fahrscheine; aber Lidia unterbrach ihn:

„Nur für dich, Liebster. Ich habe eine Streckenkarte."

Sie wies diese dem Schaffner vor. Carlo sah sie erstaunt an.

„Du hast eine Streckenkarte? Und vor drei Wochen?"

Lidia stutzte kaum den Bruchteil eines Augenblicks und erwiderte:

„Ach, damals! Damals hatte ich die Streckenkarte zu Hause vergessen!"

„Eine wunderbare Vergeßlichkeit, der ich dich verdanke, Lidia!"

Lidia nickte glücklich. Konnte sie ihm gestehen, daß sie nur den Hundertlire-Trick versuchte, den ihr Annina geraten hatte. Annina, die auf diese Weise ihren Mann fand und die diesen Trick von Clara erfahren hatte, die auch auf diese Weise zu einem Liebhaber gekommen war.

„Man muß sich nur recht hübsch herrichten und sich im Autobus vor einen Mann stellen, der einem gefällt! Wenn man dabei wie zufällig die Knie des Herrn mit den Beinen leicht berührt, unterstützt das wesentlich. Und wenn es nichts nützt, steigt man einfach aus und versucht alles im nächsten Autobus wieder!"

Lidia hatte gleich beim ersten Male Glück gehabt; und sie hatte erst gar nicht Marcos Knie mit ihren Beinen berühren müssen. Pr.

Emanuel Geibel und der Bodensee

Zu des Dichters 125. Geburtstag am 18. Oktober — Von Dr. Wilhelm Schoof

Nächst dem Rhein hat Emanuel Geibel, der Norddeutsche, stets eine besondere Vorliebe für das mit Naturschönheiten reich gesegnete Süddeutschland bewiesen. Zunächst waren es äußere Beziehungen, die ihn im Herbst 1843 nach Stuttgart, der Stadt seines Verlegers, führten, ihn aber dann länger an das Land fesselten, als ursprünglich vorgesehen war. Als er im Mai 1847 mit Franz Kugler eine Fußreise nach Süddeutschland und in die österreichischen Alpen antrat, kehrte er auf dem Rückweg über München abermals, wenn auch nur für kurze Zeit, in Blaubeuren und Reutlingen ein und marschierte in elfstündiger Wanderung von Augsburg über Ulm nach Blaubeuren.

Die glücklichsten Tage seines Lebens aber verlebte Geibel mit seiner jungen Frau Ada im August und September 1854 in Lindau am Bodensee. Noch nach zehn Jahren hat er in seinen „Spätherbstblättern" den dort gewonnenen Eindrücken begeisterten Ausdruck verliehen:

„Und fern vom weißen Säntisgipfel überragt
Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
Der See von Lindau, dessen üppig Rebgestad
Den schönsten meiner Herbste sah."

Hier an den Gestaden des Bodensees flossen ihnen die Tage bei dem herrlichsten Herbstwetter heiter und ungetrübt dahin. Es waren die letzten Wochen reinsten Glückes, als sich seine Frau noch einer ungeschwächten Gesundheit erfreuen durfte. Sie konnten sich nicht entschließen, die Heimkehr nach München anzutreten, weil der Herbst am Bodensee so unbeschreiblich schön war. „Immer wieder wolkenlos blauer Himmel und heller Sonnenschein", schrieb Ada Geibel ihrer Schwester in Lübeck, „der See war tief dunkelgrün, und die Berge erschienen durch den frisch gefallenen Schnee auf ihren Gipfeln unendlich viel schöner wie vorher. Dabei war die Luft so leicht und frisch, recht eigentliches Reise- und Wanderwetter. So faßten wir denn eines Morgens einen raschen Entschluß, stiegen aufs Dampfschiff und fuhren nach dem alten Konstanz hinüber, das schon lange das Ziel meiner Wünsche gewesen war. Die Fahrt war himmlisch; im schönsten Sonnenschein fuhren wir an den reizenden schwäbischen Ufern entlang, wo Obstgärten, Weinberge und hie und da kleine Waldungen auf den Hügeln miteinander wechseln, wir kamen an freundlichen Dörfern mit weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen und dann wieder an uralten prächtigen Ruinen vorbei. So entzückte mich namentlich Meersburg, das einst ein mächtiger Bischofssitz gewesen sein muß; nichts als ungeheure Mauern und zerfallende Türme, die an einem steilen Abhang hinaufgebaut sind; das graue Gestein stach wunderbar gegen den goldenen Abendhimmel ab. Die Sonne wollte eben untergehen, als Konstanz mit seinen stattlichen Türmen vor uns auftrieg — — — In Konstanz brachten wir anderthalb himmlische Tage zu, hatten köstliches Wetter und forschten die Stadt bis auf die kleinsten Ecken und Winkel aus. Dabei fanden wir einzelne entzückende alte Häuser und ehemalige Paläste mit Thürmen und Erkern, jetzt ganz mit Grün überwachsen; im Ganzen aber machten mir die engen düsteren Straßen einen weniger großartigen Eindruck, als ich erwartet hatte." Von morgens früh 9 Uhr bis zum Dunkelwerden waren sie fast ununterbrochen unterwegs. Den Rückweg nach Lindau nahmen sie am Schweizer Ufer entlang.

Die gänzliche Stille und Zurückgezogenheit von dem Münchener Leben und Treiben tat Geibel unendlich wohl; hier fand er auch die Ruhe und Stimmung, um an seinen „Nibelungen" zu arbeiten.

Den Vormittag verbrachte Geibel meist mit dichterischer Beschäftigung, während sie am Nachmittag die Umgegend durchstreiften. Ihrer Schwester berichtete Ada Geibel: „Den ganzen Nachmittag treiben wir uns draußen herum; bald am Ufer des Sees, mit dem Blick auf die blau, grün und rosig schimmernde weite Wasserfläche, während drüben die Alpen in Duft und Sonnenschein verschwimmen; bald tiefer ins Land hinein, wo die Gegend wieder einen ganz anderen Charakter zeigt. Ueber Thäler und Höhen geht man zwischen Wein-, Obst- und Maisfeldern, bald kommen dichte Tannenwaldungen dazwischen, und dann wieder freundliche Dörfer, einzelne Bauernhäuser mit runden bleigefaßten Fensterscheiben und Blumengärtchen; und dann und wann öffnet sich plötzlich ein überraschender Durchblick auf See und Gebirge.". Auf einem solchen Gang entstanden manche Geibelschen Lieder, z. B.:

„Nach der langen siechen Plage
Endlich diese lichten Tage,
Blauer Himmel, stiller See.
Rebenduft in sonn'gen Lüften,
Tannen über schwarzen Klüften,
Und im Duft der Gletscher Schnee."

Das Geibelsche Ehepaar bewohnte in Lindau drei Zimmer mit einem Blick auf den See. Aus einem Brief an die Schwester in Lübeck erfahren wir Näheres darüber: „Es sind drei ineinandergehende Zimmer, alle nur einfenstrig und nicht sehr geräumig, aber doch vollständig groß genug für unseren Bedarf, mit der Aussicht auf den See. Drüben am andern Ufer sehen wir freundliches grünes Hügelland voller Obstbäume und Weinstöcke, dazwischen reizende Villen und kleinere Bauernhäuser, die theilweise schon ganz nach Schweizer Art gebaut sind; im Hintergrunde ziehen sich auf den Höhen dunkle Tannenwälder hin. Den Blick in die Schweizer und Tiroler Alpen haben wir auf dieser Seite des Sees nicht, aber da wir ja doch den größten Theil des Tages draußen sind, so genügt uns diese Aussicht vollkommen. Namentlich das Wohnzimmer, das durch ein Seitenfenster die Morgensonne hat, ist reizend."

Mit vollen Zügen genoß das Geibelsche Ehepaar in diesen köstlichen Herbsttagen die herrliche Natur des Bodensees. Sie fanden die Zeit hier so schön, wie sie ihnen in ihrer zweijährigen Ehe nie früher erschienen war. Immer wieder klingt ein wahres Glücksgefühl, auf diesem schönen Fleckchen Erde sich so eins mit der Natur zu fühlen, aus den Briefen von Geibels Frau an die Schwester: „Es ist noch früh morgens, die Fenster sind dick beschlagen und lassen nur eine Ahnung von dem blauen Himmel und klaren Sonnenschein draußen durchschimmern, aber ich freue mich schon auf den wundervollen Tag, der uns heute wieder bevorsteht . . . Es ist mir manchmal ganz, als wenn ich auf dem Travemünder Bollwerk ginge; oft sind, namentlich morgens, die Berge theilweise ganz in Nebel gehüllt, so daß man sich einbilden kann, man blicke auf das weite Meer hinaus. Ganz wunderbar sieht es aus, wenn sich dann die Wolken allmählich zertheilen, und oft ganz dicke Schichten über das Wasser und den unteren Theil der Berge legen, während die Gipfel mit ihren blendend weißen Schneeflächen im hellen Sonnenschein glänzen. Und vor dem allen die alte prächtige Stadt, die auf einer Insel im Bodensee liegt und nur durch den Damm und auf der anderen Seite durch eine Brücke mit dem Festland verbunden ist. Sie sieht mir immer so freundlich einladend und dabei doch so ernst und ehrwürdig aus, mit ihren alten Türmen und Treppengiebeln. Nach den breiten geraden Straßen von München mit ihren modernen großen Häusern, von denen eins aussieht wie das andere, kommen mir hier die krummen, unebenen Wege mit den alten düsteren Häusern, denen man den früheren Reichthum doch noch überall ansieht, unendlich heimathlich vor."

Immer wieder leuchtete heller Sonnenschein aus einem wolkenlos blauen Himmel auf ihr junges Eheglück hernieder, so daß es ihnen schwer wurde, sich zu dem Entschluß aufzuraffen und heimzufahren. Da aber die Abende und Morgen empfindlich kühl wurden und ihre nach Norden gelegenen Zimmer nicht heizbar waren, brachen sie endlich am 3. Oktober von Lindau auf und blieben die Nacht in Kaufbeuren.

Am andern Morgen erkrankte Ada Geibel plötzlich schwer, so daß sie kaum noch die Rückreise bis München antreten konnte. Ihre Hoffnung, im nächsten Sommer nach dem ihr so unendlich lieb gewordenen Bodensee zurückkehren zu können, ging nicht mehr in Erfüllung. Nach einem Jahr heroisch ertragenen Leidens wehten die Winde, ehe noch der nächste Herbst zur Rüste gegangen war, über ihr verschneites Münchener Grab. In der Blüte ihrer Jugend sank die junge Mutter dahin, tief betrauert von dem sie zärtlich liebenden Mann, der bis an sein Lebensende eine unstillbare Sehnsucht nach ihr im Herzen trug und seinem Schmerz um die früh Verklärte in seinen Liedern „An Ada" ergreifenden Ausdruck verliehen hat:

„Ueberall, wohin ich schreite,
Spür' ich, wie unsichtbarlich
Dein Gebet mir geht zu Seite
Und die Flügel schlägt um mich."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kloster Maulbronn
vom Film entdeckt

Auf Einladung der Tobis weilte unser Filmschriftleiter dieser Tage in dem schwäbischen Oberamtsstädtchen Maulbronn, in dessen altehrwürdigem Kloster ein ungewöhnliches Leben Einzug gehalten hat: Der deutsche Film hat Maulbronn entdeckt.

Und zwar handelt es sich nicht um einen der vielen Landschafts- und Kulturfilme, die in mehr oder minder unterhaltsamer Weise die Schönheiten der deutschen Landschaft auf die Leinwand zu bannen suchen. Sondern um einen großangelegten Spielfilm, der unter dem Namen „Irische Tragödie" mit zu den Spitzenerzeugnissen des diesjährigen Tobis-Programms gehören wird. Was hat nun, so wird der erstaunte Leser mit Recht fragen, das schwäbische Kloster Maulbronn mit Irland und seiner Tragödie zu tun? Nun, auf die Gefahr hin, einigen wenigen Kinobesuchern eine Illusion zu rauben — die meisten werden es sich ja von selbst denken können —: die „Irische Tragödie" spielt zwar in Irland, sie kann aber nicht in Irland gedreht werden. Da wir nun einmal Krieg haben und gerade in jenen Gewässern, die der britischen Insel so sehr benachbart sind, die Schiffahrt augenblicklich gewissen „Hemmungen" unterworfen ist (unsere Schnell- und U-Boote samt den luftbeherrschenden Stukas führen dort ihr Regiment), schien eine friedliche Filmexpedition nach Irland wenig empfehlenswert. Freilich hätte man ja auch — dem Beispiel der älteren Kunstform des Theaters folgend — sich die ganze irische Landschaft im Filmatelier aufbauen können. Aber der Film ist so gewissenhaft, daß er möglichst an die Stelle der Kulissen die Echtheit der Landschaft oder des in Frage kommenden Monumentes setzen möchte. (Los vom Atelier! heißt die Parole, doch davon später.) Und so kam nach langer sorgfältiger Prüfung und Ueberlegung der Spielleiter der „Irischen Tragödie", ein geborener Schwabe, auf den Gedanken, irgendwo in Deutschland müsse sich doch ein ähnlicher Bau finden lassen, der in Stil und Altehrwürdigkeit jenem irischen Vorbild nahekomme, das in seinem Film eine bedeutsame Rolle spiele. Und er entdeckte das Kloster Maulbronn mit seiner uralten romantischen Abtei, seinem herrlichen, wohl aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kreuzgang. Und so kam Maulbronn zu der unerwarteten Ehre, den Hintergrund für diesen großen Spielfilm abgeben zu dürfen.

Von der Stirnseite der Eingangspforte zum Klosterhof leuchtet nun ein verschnörkeltes Schild „ST. EDWARDS-COLLEGE" und in den Kreuzgängen tummelt sich eine Schar von dreißig, vierzig Jungens in jener typischen Tracht englischer College-Schüler mit dunklen Jackett-Anzügen und Schillerkragen und schwarzen, auf uns Deutsche geradezu komisch und unheimlich-unkindlich wirkenden Zylindern. Es ist gerade „Große Pause", als wir eintreffen und auf einer Bank im Hof der Klosterschule entspinnt sich ein dramatisches Gespräch zwischen zwei Schülern, die wichtige Rollen in dem Film spielen: es sind zwei junge Iren, die trotz ihrer Jugend schon in das Komplott verwickelt sind, das die von den Engländern unterdrückten Irländer heimlich geschmiedet haben und das in Gefahr ist, entdeckt zu werden. Ist ein Verräter unter ihnen? Ist einer von ihnen in die schlau aufgestellten Fallen des britischen Secret Service gegangen, der sich nicht scheut, selbst harmlose Schuljungengespräche durch seine Helfer überwachen zu lassen? Wir wissen es nicht. Wir sehen nur den jungen, schmalen Heinz Ohlsen in verzweifelten Gewissensbissen und den resoluten kleinen Norbert Rohringer — der als „Sündenbock" kürzlich einen großen Erfolg hatte — ihm gut zusprechen.

Drei-, vier- fünfmal wird die kleine Szene gedreht. Und noch immer ist der Spielleiter M. W. Kimmich (der auch den „Fuchs von Glenarvon" schuf) nicht ganz zufrieden. Endlich scheint alles zu „sitzen", da knirscht mitten in den wichtigsten Dialog hinein der Kies des Vorhofes. Ein harmloser Zaungast, ein braves älteres Männlein aus Maulbronn, das staunend dem niegeschauten Phänomen einer Filmszene beiwohnt, hat das verderbliche Geräusch erzeugt. Nochmal von vorne . . .! Drei-, vier-, fünfmal. Ja, es ist keine Kleinigkeit, für die jungen Schauspieler ebensowenig wie für den Spielleiter, die Männer an der Kamera (unser Pforzheimer Landsmann Richard Angst ist unter ihnen!) und die Tonsteuerer. Ein ganzer Nachmittag geht darüber hin, bis endlich diese Szene „sitzt", eine Szene, die im Verlauf einer knappen Minute dereinst am Beschauer vorbeihuschen wird. Ja, der Film nimmt sich selbst heute verdammt ernst . . .

Wir sprechen darüber nachher mit dem Produktionsleiter Lehmann, der uns bestätigt, daß der deutsche Film in wenigen Jahren eine Entwicklung durchgemacht hat, die man früher für unmöglich gehalten hätte. Schon ein sogenannter „mittlerer" Film ist heute eine glatte Millionensache. Die Aufnahmen dauern drei- bis viermal so lang wie früher, weil alle Szenen weit sorgsamer durchgearbeitet werden, weil die Milieu-Echtheit eine weit größere Rolle spielt, weil Bild und Ton mit viel größerer Sorgfalt behandelt werden, kurz weil der deutsche Film an sich selbst heute weit höhere Anforderungen stellt als noch vor wenigen Jahren. Und mit Recht. Denn es gilt ja für uns, den Wettbewerb mit dem einst weltbeherrschenden amerikanischen Film nach Beendigung dieses Krieges siegreich aufzunehmen. Es gilt schon heute, ganz Europa mit Filmen zu versorgen, darunter Länder wie Holland und Belgien, wie den ganzen Balkan, die früher aus dem riesigen Angebot der ganzen Weltproduktion nur das Beste vom Besten sich wählten und daher ein recht verwöhntes Filmpublikum besitzen. Nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ steht der deutsche Film heute vor riesigen Aufgaben. Aber sie müssen bewältigt werden und sie werden auch bewältigt!

Dessen ist man gewiß, wenn man sieht, welch großartiger Apparat allein für diese paar kleinen Szenen der „Irischen Tragödie" im schönen alten Maulbronn aufgebaut wurde. Von den dreißig, vierzig Jungens und dem ganzen Stab von Beleuchtern, Kameramännern und Tonmeistern bis zu der eigens über die Berghügel gelegten, viele Kilometer langen Hochspannungsleitungen (die für die Tage, an denen die launische Sonne nicht genügt, das nötige Licht in riesigen Scheinwerfern herbeizaubert) und bis zu den Stars, die in rasender nächtlicher D-Zugfahrt nach Maulbronn eilen, um am nächsten Abend schon wieder ihren Berliner Theaterverpflichtungen nachkommen zu können . . .

Wer alles mitspielt in dem neuen Film? Nun recht bekannte Namen wie René Deltgen, Werner Hinz, Wegener, Klöpfer, Paulsen, Florath, Dohm und Dannemann stehen auf dem Plan, der an einer der sechshundertjährigen Säulen angeheftet ist. Anna Dammann (die dunkle, temperamentvolle Schönheit aus „Reise nach Tilsit") und Hilde Körber spielen die weiblichen Hauptrollen, auch Margarethe Kupfer ist dabei, die jetzt mit mütterlicher Sorgfalt ihre jungen Kollegen betreut, die ein paar herrliche Tage im schönen sonnigen Südwesten des Reiches verbringen dürfen, die ihnen sicher ebenso unvergessen sein werden wie den Bewohnern des stillen Amtsstädtchens Maulbronn die Tage der „Irischen Tragödie." Fred Feez.

Film im uralten Klosterhof zu Maulbronn
Die von Richard Angst bediente Kamera an der Arbeit. Rechts der Spielleiter M. W. Kimmich.

Noch immer sitzt die Szene nicht richtig
Spielleiter Kimmich gibt seinen beiden jungen Schützlingen Heinz Ohlsen und Norbert Rohringer ein paar gute Ratschläge

Irische Freiheitskämpfer im Kerker
Eine Verhörszene aus dem großen kommenden Film vom irischen Freiheitskampf „Irische Tragödie", die so recht anschaulich die Leiden des von den Engländern seit Jahrhunderten geknechteten Volkes schildert.
Aufnahmen: Ewald-Tobis (3)

Köpfchen! Köpfchen!

Bekannte aus Baden

Karree-Rätsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß sie, fortlaufend von 1 bis 64 gelesen, Näheres über eine weit über Baden hinaus bekannte Persönlichkeit ergeben.

Schlüsselwörter:

1) 13 15 31 12 3 5 8 2 = Schlößchen unweit Baden-Baden
2) 56 43 16 40 6 7 20 50 63 = Tal im Schwarzwald
3) 31 58 10 26 11 62 63 38 = Weinort
4) 18 1 9 45 39 15 63 4 = Gebirgszug
5) 23 40 48 50 47 24 14 63 58 48 17 = Tabakanbaugebiet
6) 42 47 22 53 39 62 45 56 33 26 = Ort der Uhrenindustrie
7) 19 25 48 54 28 56 = Flüßchen
8) 63 32 29 30 64 15 63 53 40 63 44 27 50 63 63 61 33 = Promenadestraße in Baden-Baden
9) 57 52 60 55 26 56 44 45 = Weinort
10) 48 21 34 37 36 15 51 59 = Kurort
11) 46 41 35 61 52 26 49 = Dorf im Amtsgerichtsbezirk Schönau (K.)

Silbentausch-Rätsel

1. Fagott, 2. Dentist, 3. Dingwort, 4. Werra, 5. Tondern, 6. Gustloff, 7. Wichte, 8. Folkwang, 9. Mitgift, 10. Sorge, 11. Galton, 12. Diät, 13. Tonfilm, 14. Sextant, 15. Singspiel, 16. Thum-See, 17. Moral, 18. Landschaft, 19. Liktor.

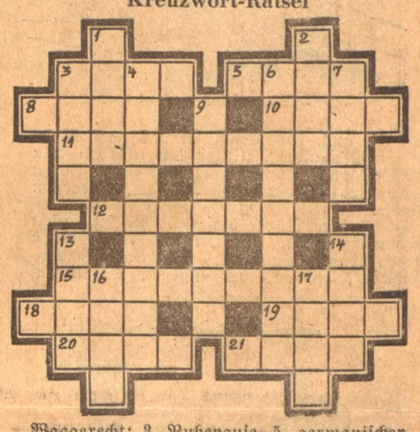
Von jedem der vorstehenden Wörter ist die 2. Silbe zu streichen und dafür eine zu suchende voranzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der so gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines heftig umkämpften Schlachtortes des Weltkriegs im Elsaß.

Bedeutung der Wörter:

1. Hafen und Oelzentrum in Palästina,
2. Britischer Flottenstützpunkt,
3. Erfolgreich bombardiertes britisches Flugzeugwerk,
4. Bauwerk in London,
5. Flugplatz bei Canterbury,
6. Grafschaft in Schottland,
7. Englische Flugzeugfabrik,
8. Grafschaft in England,
9. Flughafen im Sudan,
10. Bekanntes Schloß nahe Londons,
11. Nebenfluß des Nil,
12. Ort in Italienisch-Ostafrika,
13. Vorstadt Londons,
14. Grafschaft in England,
15. Erfolgreicher deutscher U-Bootführer,
16. Bombardierter Flugplatz in Afrika,
17. Fluß und Ort in Italienisch-Ostafrika,
18. Großer englischer Kriegshafen,
19. Ort nahe der ägyptisch-äthiopischen Grenze.

1. ____	10. ____
2. ____	11. ____
3. ____	12. ____
4. ____	13. ____
5. ____	14. ____
6. ____	15. ____
7. ____	16. ____
8. ____	17. ____
9. ____	18. ____
	19. ____

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 3. Ruhepause, 5. germanischer Gott, 8. Seemann, 10. Zuchtschwein, 11. Springgerät, 12. Anschrift, 15. Ringelbahn, 18. Gesichtshaar, 19. alte kleine Münze, 20. Lebewesen, 21. Staatshaushalt.

Senkrecht: 1. Nebenfluß der Mosel, 2. asiatische Wüste, 3. Teilzahlung 4. Fahne, 6. Stadt in Braunschweig, 7. italienischer Maler, 9. Stichwaffen, 13. Kartenspiel, 14. Aderinhalt, 16. Gesangsstück, 17. Shakespearesche Gestalt.

Wer hat richtig geraten?

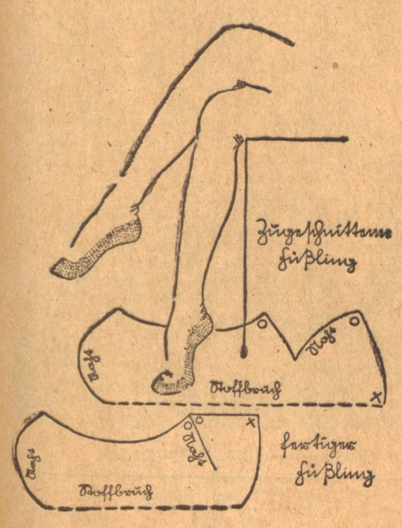
Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ameise, 5. Ware, 6. Acht, 8. Gelenk, 12. Rind, 13. Ra, 14. Nil, 15. Luv, 16. Hel, 17. Ali, 18. Lupe, 20. Wisent 22. Maar, 23. Toga, 24. Leiden. — Senkrecht: 1. Ara, 2. Meer, 3. Sand, 4. Eck, 5. Weinheim, 7. Traviata, 9. Livius, 10. Ennepe, 11. Wien, 13. Aula, 15. la, 18. Lire 19. Ente, 20. Wal, 21. Ton.

Wer kennt Karlsruhe? Schlüsselwörter: 14 2 4 32 10 6 15 13 28 49 23 17 11 3 30 = Gemaeldegalerie; 12 33 19 25 45 42 = Werder; 5 16 47 34 35 46 52 = Kircher; 58 54, 24, 8 7 23 51 50 4 = Mausoleum; 39 9 57 18 44 49 21 48 55 24 37 21 60 21 = Stephanbrunnen; 36 61 20 36 7 37 63 21 29 64 24 18 18 30 = Tritonengruppe; 62 54 39 26 46 52 40 = Gaswerk; 6 27 23 38 45 37 36 56 32 23 = Lilienthal; 59 41 37 22 = Bintz; 53 49 23 31 60 43 5 = Waldeck; — „Beim Klosterweg die Prinz-Ludwig-Gedaechtniskirche; Erbauer war Hemberger".

Praktische Winke für die Hausfrau

Strümpfe in Not!

Der Strumpf ist eines der wichtigsten Bekleidungsstücke bei der Frau. Wie traurig, ja geradezu untröstlich war sie letztes Jahr als bei Einführung der Kleiderkarte auch die Strümpfe rationiert wurden. Mit 4 Paar mußte man auskommen. Und heute müssen wir uns doch alle sagen, daß wir auch das fertig gebracht haben. Wenn die Anzahl der zu erwerbenden Strümpfe bei der neuen Kleiderkarte nun schon von 4 auf 5 erhöht werden konnte, so haben wir nicht nur allen Grund, auf unsere vorbildliche Kriegswirtschaft stolz zu sein, sondern wir sollten nun auch nicht mehr klagen und jammern und versuchen, mit dem Vorhandenen und dem Neuen auszukommen. Dazu nun einige gute Winke: Schon beim Einkauf der Strümpfe achte man darauf, daß man kein allzu dünnes Gewebe kauft, denn das kann ja niemals lange halten. Dann ziehen wir unsere neuen Strümpfe vor dem ersten Gebrauch immer zuerst durch kaltes, oder noch besser, durch lauwarmes Wasser, da dann das Gewebe etwas weicher wird und die Maschen nicht so leicht laufen. Ferse und Spitze kann man vor dem Gebrauch auch noch gleich etwas unterlegen. Und zwar entweder mit dünnem, weichem Tüll, der mit Stopfgarn durch Vorstiche angestopft wird oder überhaupt durch feines Hin- und Herstopfen der am stärksten benützten Stellen. Nun wird sich so manche Hausfrau denken, daß ihr das ja schon einleuchten würde, wenn nur das Stopfgarn nicht so knapp wäre. Auch da gibt es einen guten Rat. Wir stellen unser Stopfgarn selbst her und zwar aus alten Strumpflängen. Wir trennen zunächst einmal die hintere Naht des Strumpfes auf und erhalten so ein glattes Stück. Das Trennen muß allerdings mit großer Vorsicht gemacht werden, damit wir dabei nicht die einzelnen Randmaschen zerstören. An einer beliebigen Stelle der Beinlänge wird mit einer Stecknadel ein Faden quer ausgezogen, wodurch sich der Strumpf in zwei Teile teilt. Dann kann ohne weitere Schwierigkeiten mit dem Aufziehen des Gewebes begonnen werden. Je nach der Dicke des Strumpfes, den wir zu stopfen haben, werden wir natürlich 2, 3 oder auch 4 Fäden zusammen verarbeiten. Dieses Verfahren, sich selbst Stopfgarn herzustellen, ist nicht nur äußerst einfach und kostet dazu kein Geld, sondern es macht auch viel Freude und wir sparen außerdem unseren Nähabschnitt für andere Dinge. Ist der Strumpf nun aber trotz all der guten Vorbereitungen und der weiteren guten Pflege durch das lange Tragen und durch das viele Waschen so verstopft und mürbe, die Beinlängen aber noch gut, dann machen wir uns aus 2 Paar alten Strümpfen 1 Paar neue. Unsere Zeichnungen zeigen die Form des Schnittes, wie wir den anzusetzenden Füßling zuschneiden, welche Teile dann als Nähte verbunden werden müssen und dann noch wie der Füßling aussieht, wenn er an die gute Strumpflänge angesetzt worden ist. Diese Arbeit ist äußerst einfach und kann von jedem selbst gemacht werden. Man muß nur darauf achten, daß der Füßling immer aus stärkerem Material besteht wie die Strumpflänge, an die er angesetzt wird. Außerdem muß beim Steppen mit der Maschine darauf geachtet werden, daß man nur mit einer feinen Nadel steppt und daß man beim Steppen die Nähte tüchtig dehnt, damit sie nach dem Waschen und beim An- und Ausziehen nicht aufplatzen.



Die Schnittmuster zu den Füßlingen kann man in der Beratungsstelle des Deutschen Frauenwerkes, Kaiserstraße 101, abschneiden, wo auch jeden Donnerstag von 15 bis 17.30 Uhr Beratungen über derartige Fragen stattfinden. Gretel Sexauer.

Punktfreie Wintermäntel für die Kleinen!

Wenn wir von den Gedanken ausgehen, daß nichts punktfrei ist, daß die Punkte, die unser Kleiderschrank in Gestalt von älteren, nicht mehr tadellosen Kleidungsstücken enthält nur Zusatzpunkte zu unserer Kleiderkarte sind, dann sind auch diese Kindermäntel natürlich nicht punktfrei. Doch sie kosten keine neuen Punkte, der Bestand der Kleiderkarte soll durch sie nicht angegriffen werden. Sie können leicht aus älteren Mänteln, dem Mantel der Mutter, des Vaters oder der großen Schwester gearbeitet werden. Denn ein Mantel mit schadhaften Stellen, angestoßenen Rändern reicht immer noch zu einem Kindermantel. Sind außerdem noch Reste einer alten Pelzjacke vorhanden, die als Passe oder Besatz, ja als ganzes Oberteil verarbeitet werden können, dann ist der Mantel besonders warm und mollig. Es muß natürlich nicht unbedingt Pelz sein, Reste eines Samtkleides, eines Plüsch- oder Flauschmantels tun's auch, sie wirken genau so winterlich und halten gleichfalls schön warm. Und das ist ja die Hauptsache bei einem Wintermantel! v.H.

Knabenulster in hochgeschlossener Form mit eingearbeiteten Taschen. Ultra-Modell K—K 1710.

Kindermäntelchen mit Passe aus Pelz, Pelzstoff oder Samt. Aermel aus dem gleichen Material. Ultra-Modell K—M 5682.

Die Passenform dieses Mäntelchens eignet sich gut zum Verlängern eines zu kurz gewordenen Mantels. Ultra-Modell K—M 5684.

Hübscher Mädchenmantel in loser Passenform mit Pelzbesatz an Kragen und Taschen. Ultra-Modell K—M 5685.

Wintermantel für junge Mädchen mit einem Oberteil aus Pelz oder Pelzstoff. Ultra-Modell B—F 2868.

Schmaler Pelzbesatz ist der Schmuck dieses Mädchenmantels, der sich leicht aus einem schadhaften Mantel arbeiten läßt. Ultra-Modell K—M 5683.

Die Verarbeitung dieses Mantels aus Stoff mit Pelz, Pelzstoff oder Samt eignet sich gut zur Verlängerung eines zu kurz und zu eng gewordenen Mantels. Ultra-Modell K—M 5686.

(Zeichnung: Ultraschnitt — Schirmer.)

Fahnenschwinger

ELSÄSSISCHER STÄDTE

Wenn sie auch den Glanz der oberrheinischen Königin Straßburg nie ganz zu erreichen vermochten, so besaßen sie doch des Ruhms genug, um von sich reden zu machen, die ehemals staufischen und späteren freien Reichsstädte Weißenburg, Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Mülhausen u. a. Nicht von ungefähr sprach es der hochgemute Friedrich II. aus, das Elsaß sei das „geliebteste seiner Erbländer". Unter den oberdeutschen Reichsstädten standen die auf dem linken Ufer des Oberrheins in der vordersten Reihe.

Straßburg

Die äußere Würde dieser Städte fand nicht zuletzt in ihren Wappen und Stadtfahnen bezeichnenden Ausdruck. In den „Fahnenbüchern", die aus vergangenen Tagen auf uns gekommen sind, nehmen denn auch die Fahnenschwinger aus dem „Edelsaß", wie man wohl gewissermaßen liebkosend, das Elsaß nannte, eine Stellung ein, die man nicht übersehen kann.

Weißenburg

Der Wiedergabe einiger elsässischer Stiche von elsässischen Fahnenträgern seien ganz knappe Angaben über die politische Geschichte der Städte angefügt, deren Wappen hier gezeigt werden. Beginnen wir im Norden. Da ist zunächst Weißenburg. Der Ort ist im Jahr 1305 Reichsstadt geworden und zählte als solche zum Zehnstädtebund im Elsaß zu der Dekapolis, zu der außerdem Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Landau (heute Saarpfalz), Oberehnheim, Rosheim, Münster, Kaysersberg und Türkheim gehörten.

Hagenau, dem Friedrich Barbarossa 1164 Stadtrecht verliehen hatte und das in staufischen Urkunden bisweilen „Kammer des Reiches" genannt wird, erfreute sich der besonderen Gunst Friedrichs II. Er weilte wohl an die zweidutzendmal und oft monatelang in der Stadt, die während seiner Regierung geradezu die staufische Residenz diesseits der Alpen war. Ehe sie auf den Trifels kamen wurden die Reichskleinodien in Hagenau aufbewahrt. („Die staufischen Städtegründungen im Elsaß" von Hella Fein in der Reihe der „Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt", 1939.) Im Jahr 1257 wurde Hagenau Reichsstadt. Vom vierzehnten Jahrhundert ab war es der Hauptort der Dekapolis und Sitz des kaiserlichen Landvogts.

Hagenau

Das „wunderschöne" Straßburg schüttelte das bischöfliche Stadtregiment 1262 ab und wurde desgleichen freie Reichsstadt. So blieb es, bis der „allerchristlichste Dieb" unter den Königen Frankreichs die Stadt dem schwachen Reiche stahl.

Schon zur Zeit Karls des Großen galt Schlettstadt als Pfalzort. Als Friedrich II. zum erstenmal in Deutschland sich aufhielt, wurde Schlettstadt Stadt, um später gleichfalls Reichsstadt zu werden.

Colmar war die führende Stadt der Staufer im Oberelsaß und wurde bereits 1226 Reichsstadt. Von den Franzosen wurde es 1672 gestohlen.

Mülhausen endlich wird erst als Stadt der Bischöfe von Straßburg erwähnt. Doch besaßen auch die Staufer einen Teil des Ortes. Friedrich I. erweiterte den Besitz. Im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts wird Mülhausen Stadt. Friedrich II. hat sich mehrfach mit dem Bischof von Straßburg um den Besitz von Mülhausen auseinander gesetzt. Auch Mülhausen wurde freie Reichsstadt, gehörte als solche später zur Eidgenossenschaft, bis es 1798 an Frankreich kam.

Was es mit den verschiedenen Zeichen in den Wappen und Fahnen für ein Bewenden hatte, ist nicht in allen Fällen mehr auszumachen. Verständlich genug, daß sich um diese Zeichen vielfach auch die Sage rankt. Eine besonders reizvolle Geschichte weiß Frau Fama vom Wappen der Stadt Colmar zu berichten.

Auf seinen langen und weiten Fahrten kam der göttliche Keulenschwinger Herkules auch ins Elsaß. Ihm war aufgetragen, Tag für Tag zwanzig Meilen zurückzulegen. Wie der Held nun an einem gesund-oberrheinisch-heißen Sommertag unterwegs war zu Füßen des Wasgenwaldes, quälte ihn der Durst. Ja, auch Halbgötter und, wie wir hoffen, selbst Götter, wissen einen guten Trunk zu schätzen. An einem solchen mangelt es im rebenfrohen Oberelsaß fürwahr keineswegs. Der Tropfen, den man dem wackeren hellenischen Abenteuerer vorsetzte, mundete ihm nicht wenig. Was wunders, daß er dem süffigen Reichenweierer „Sporen", dem gegenüber es bekanntlich „alle anderen Weine verloren" haben, alle Ehre antat. Als Herkules aber den letzten Becher geleert hatte, fühlte er sich angenehm ermüdet. Da streckte er sich denn ins Gras und schlief selig ein. Wie er erwachte, schickte sich die Sonne bereits an, in ihr rotschimmerndes Bett hinter den Wasgenwaldbergen zu sinken. Sapperlot, dachte Herkules, da ist es aber allerhöchste Zeit, wenn ich noch mein Zwanzig-Meilen-Pensum packen soll. Und schon stürmte der Gewaltige dahin. Zwar kam er noch zustreich mit den zwanzig Meilen — allein, als er am Ziel angekommen war, entdeckte er, daß er die Keule vergessen hatte. Die aber hatten die Colmarer sich bereits gesichert. Wo sie später hingeraten ist, weiß niemand zu künden. Zur Erinnerung indessen an ihre Beute haben die Colmarer die Keule ihrem Wappen einverleibt ... Wie tröstlich übrigens zu wissen, daß sogar ein Herkules vom köstlichen elsässischen Wein überwältigt ward. Warum also sollte das nicht auch unsereinem passieren!

Der Landschreiber.

Die große Heimkehr

Die Bessarabien-Deutschen kehren zurück ins Reich

Der erste Treck Volksdeutscher aus Bessarabien überquert die Pruth und wird begrüßt

Ungefähr 45 000 Deutsche aus Bessarabien werden im Verlaufe der großen Umsiedlungsaktion in die deutsche Heimat zurückkehren, welche sie in den Jahren 1814—1842 durch die Knechtung der Landesfürsten verlassen hatten. Die Hälfte nimmt ihren Weg über das Auffanglager Galatz, von hier aus werden sie auf Donau-Dampfern in das Reich heimkehren.

Transparente in Galatz grüßen die heimkehrenden Volksdeutschen

Mittagszeit. Essen aus der Gemeinschaftsküche im Auffanglager Galatz.

Kleine Volksdeutsche aus Bessarabien erhalten eine Erkennungsmarke

Die Wagenkolonnen im Lager von Galatz

Ein lustiges Lied zwischen den Wagenreihen im Auffanglager

Presse-Hoffmann (6)

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz und Fred Feez, Karlsruhe.